

Anselm Grün
Bernd Deininger

WARUM MUSSTE ABEL STERBEN?



Mord-
geschichten
und andere
Seltsamkeiten
in der Bibel

Vier-Türme-Verlag

Anselm Grün
Bernd Deininger

WARUM MUSSTE ABEL STERBEN?



Anselm Grün
Bernd Deininger

WARUM MUSSTE ABEL STERBEN?



Mord-
geschichten
und andere
Seltsamkeiten
in der Bibel

Vier-Türme-Verlag



Vorwort 9

Bernd Deininger

Die Wurzel von Schuld und Angst 13
GENESIS 3,1-24

Bernd Deininger

Du sollst deines Bruders Hüter sein 22
GENESIS 4,1-16

Bernd Deininger

Bedingungsloses Vertrauen auf Gott 30
GENESIS 22,1-19

Bernd Deininger

**Recht und Gerechtigkeit – Tamar rettet
mit ihrem Handeln den Stamm Juda** 39
GENESIS 38,1-30

Anselm Grün

**Worte des Gerichts –
Verdammnis oder Verheißung?** 48
JESAJA 1,27-31 UND 2,1-5

Anselm Grün
Gott macht einen neuen Anfang 55
JESAJA 12,1-13

Anselm Grün
Vernichtung ist auch ein Sieg der Hoffnung 61
JESAJA 25,1-12

Anselm Grün
Von Gott geformt und beschützt 67
JESAJA 43,1-7 UND 43,18-21

Anselm Grün
Du bist geliebt – so oder so 71
JESAJA 54,1-17

Bernd Deininger
»Ich werde mit dir und in dir sein« 75
EXODUS 3,1-8

Bernd Deininger
Aufbruch zur Freiheit 82
EXODUS 14,5-31 UND 17,1-15

Bernd Deininger
Bei sich selbst sein – unter den Augen Gottes 90
EXODUS 20,1-17

Bernd Deininger

Stellvertretung – aus Liebe zum Menschen	98
EXODUS 32,15-20 UND 32,30-34	

Anselm Grün

Gott lässt sich nicht benutzen	105
1 SAMUEL 4,1-11	

Anselm Grün

Gott in der Stille finden	112
1 KÖNIGE 19,1-13	

Anselm Grün

Gott anklagen	121
JEREMIA 20,7-18	

Anselm Grün

Fluch und Segen	125
JEREMIA 31,1-14	

Bernd Deininger

Gott zeigt sich, wo man ihn wohnen lässt	130
DEUTERONOMIUM 34,1-12	

Bernd Deininger

Debora, oder: Der Krieg der Frauen	137
RICHTER 4,1-24 UND 5,1-31	

Anselm Grün

Gottes unvergleichliche Liebe 144

HOSEA 11,1-11

Anselm Grün

Gesellschaftskritik – damals wie heute 148

AMOS 5,21-27 UND 6,1-8

Anselm Grün

Geisterfüllt leben 152

JOEL 3,1-5

Vorwort

Wenn ein evangelischer Psychoanalytiker und ein katholischer Mönch alttestamentliche Texte auslegen, dann entsteht ein interessanter Dialog. Die Leser werden in diesen Dialog hineingezogen und erkennen, dass beide Autoren ihnen dabei helfen möchten, die oft sperrigen Texte zu verstehen. Der Philosoph Hans-Georg Gadamer, Schüler von Martin Heidegger, mit dem Bernd Deininger in den letzten Jahren freundschaftlich verbunden war, meint sogar: einen Text zu verstehen bedeutet immer auch, sich selbst besser zu verstehen. Jeder Text möchte uns zu einem neuen und tieferen Selbstverständnis führen. In den Geschichten des Alten Testaments geht es um zentrale Konflikte, die sich seit Jahrtausenden durch das menschliche Leben ziehen. Die biblischen Autoren verstanden es, psychische Vorgänge zu beschreiben und zu verstehen. Die Themen, die sie behandeln – Geschwisterkonflikte, Konflikte zwischen Eltern und Kindern, Ausgrenzung des Fremden – haben wir erst in den letzten Jahrzehnten wieder neu in den Blick genommen.

Bernd Deininger schaut als Psychoanalytiker auf die biblischen Texte. Pater Anselm versucht sie aus seiner spirituellen Tradition heraus auszulegen. Dabei ist ihm die Verbindung von Spiritualität und Psychologie wichtig. Beide Autoren haben immer die Menschen von heute im Blick. Es geht darum, was diese alten Texte ihnen zu sagen haben. Auslegung ist dabei ein Dialog zwischen dem Text und dem Autor. Insofern ist sie immer subjektiv. Jeder versucht, das Gesagte

mit dem eigenen Leben in einen Dialog zu bringen. Doch der Dialog zwischen dem biblischen Text und einem Psychoanalytiker und einem Mönch führt oft zu ähnlichen Ergebnissen. Es entsteht ein gemeinsamer Blick auf den Menschen von heute. Und dieser gemeinsame Blick verbindet die beiden Autoren in ihrer Auslegung von biblischen Texten.

Viele Christen tun sich schwer mit den alttestamentlichen Erzählungen. Sie erschrecken vor den Gräueltaten, die darin erzählt werden. Die Texte erscheinen ihnen zu wenig fromm. Doch wenn wir sie mit den Augen eines Psychoanalytikers betrachten, sind sie hochmodern. Sie beschreiben das Geheimnis des Menschen auf seinem Weg der Menschwerdung. Sie scheuen nicht vor den Abgründen der Seele zurück. Aber sie sind zugleich voller Hoffnung, dass jeder, der sich seiner eigenen Wahrheit stellt, letztlich zu dem gelangt, was die Theologie Heil und Heilung, Verwandlung und Erlösung nennt.

Die Autoren haben sich in der Auslegung bewusst auf alttestamentliche Texte beschränkt. Zum einen gibt es dafür wenige Auslegungen, die sich auf den heutigen Menschen beziehen. Zum anderen sind sie gerade für heutige Bibelleser auf den ersten Blick oft schwer zu verstehen. Doch beide Autoren sind mit der ganzen kirchlichen Tradition davon überzeugt, dass das Alte Testament auch für uns Christen Heilige Schrift ist und wesentlich zu unserem Glauben gehört.

Bernd Deininger betrachtet dabei vor allem Geschichtserzählungen aus den fünf Büchern Mose und dem Buch Richter, während Pater Anselm zwei Geschichten aus späteren Schriften, dem 1. Buch Samuel und dem 1. Buch der Könige, meditiert und sich dann mit prophetischen Texten beschäftigt. Die prophetischen Texte sind für heutige Leser genauso fremd wie die oft brutalen Geschichten, in denen

von Mord und Schändung die Rede ist. Entweder wird von Gericht und Untergang gesprochen oder aber eine zu heile Welt versprochen. Mit beiden Sichtweisen tun sich Menschen heute schwer. Die Worte vom Gericht erzeugen Angst und Widerstand, die der Verheißung hinterlassen dagegen Zweifel im Leser. Das scheint alles allzu schön zu sein. Man fühlt sich eingelullt von diesen Versprechungen einer heilen Zukunft. Doch beides gehört nicht nur zur Bibel, es entspricht auch der Erfahrung des Menschen, der in der Spannung zwischen Gericht und Heil, Abbruch und Aufbruch, Scheitern und Wiederaufstehen steht.

So wünschen wir den Lesern und Leserinnen, dass die Auslegungen der alttestamentlichen Texte ihren Glauben vertiefen. Wir hoffen, dass sie dabei helfen, das eigene Leben mit neuen, ehrlichen Augen zu sehen, die vor den Abgründen des Lebens nicht zurückschrecken, aber auch mit hoffnungsvollen Augen, die für uns mit all unseren Brüchen und Fragmenten eine gute Zukunft sehen.

In diesem Sinne wünschen wir eine gute, befruchtende und heilsame Lektüre!

Bernd Deininger, Anselm Grün



Die Wurzel von Schuld und Angst

GENESIS 3,1-24

Im 3. Kapitel des Buches Genesis wird die grundsätzliche Frage beantwortet, was den Menschen aus dem Paradies treibt. Das Paradies steht hier für Glückseligkeit, ewiges Leben, Konfliktlosigkeit, ewige Liebe, das Spüren der Nähe Gottes. Die Bibel tut dies verdichtet in einem Ursprungsmythos, damit sich in unserem inneren Erleben ein Bild darstellt, in dem sich jeder Mensch wiederfinden kann.

Die Geschichte handelt nicht von einem historischen Menschenpaar, das uns als Adam und Eva bekannt ist, sondern die Intention des Autors ist, dass wir darin die Geschichte eines jeden einzelnen Menschen wiedererkennen können, also auch unsere eigene. Um diese mythische Geschichte zu verstehen, ist es hilfreich, aus der Erzählung symbolhaft Einzelnes herauszugreifen.

Beginnen wir mit der Schlange. Es handelt sich hier um ein mythisches Tier, ein Symbol. Und was sie zu sagen hat, lässt sich ganz unmittelbar in unserem eigenen Inneren abbilden. Aus der Erzählung selbst wissen wir noch nicht, was es mit der Schlange auf sich hat. Wir erfahren lediglich, dass sie zur Schöpfung Gottes gehört. Es gibt Mythen, in denen die Schlange als ein Symbol des Bösen betrachtet wird. Wenn sie jedoch zur Schöpfung Gottes gehört, ist das mit gewissen Schwierigkeiten verbunden, geht der Leser der Bibel doch davon aus, dass Gott von sich aus nichts Böses erschafft. Dieses Erkenntnis ist von großer Bedeutung für alles, was im Folgenden weiter zu betrachten ist.

Wenn wir uns die Geschichte der Bibel vor Augen halten, dann scheint es so, als ob von dieser Schlange alles Unglück und Unheil auf den Menschen herabkommen würden. Der Mythos versichert uns aber auch: Selbst wenn das Konflikthafte den Menschen hinabzieht in den inneren Widerspruch zu sich selbst, zur Welt und zum Schöpfer, darf nie aus dem Blick geraten, dass die Macht, durch die es geschieht, nicht aus dem Bereich der Schöpfung Gottes herausfällt. Unter diesem Blickwinkel kann das Böse, das der Schlange zugeschrieben wird, nicht so angenommen werden. Das Einzige, was der Text uns auf die Schlange bezogen deutlich sagt, ist ein Eigenschaftswort: listig war sie, listiger als alles, was Gott sonst auf Erden geschaffen hatte. Dieses kleine Eigenschaftswort ist in der Tat sehr wichtig, damit wir zu einem tieferen Verständnis über die Schlange kommen können. Denn wenn diese Aussage stimmt, dann liegt der Ursprung des sogenannten Bösen in einer Selbstüberlistung, die dem Handelnden so aber vielleicht nicht bewusst ist. Das würde bedeuten, dass endgültig Abschied genommen werden muss von jeder Art des Redens über das Böse im Menschen. Wenn wir das Ganze rein moralisch betrachten, kann man sagen: Die Menschen sind böse, weil sie böse sein wollen. Die Folge ist, dass es in unterschiedlicher Weise Schutzmaßnahmen geben muss, die den Willen des Menschen zum Guten anhalten. Das würde aber bedeuten, dass die Welt klar getrennt ist in richtig und falsch sowie gut und böse.

Die Erzählung in Genesis 3 weist uns aber immer wieder darauf hin und beschwört uns geradezu, so nicht zu denken. Es gibt viele Menschen, die in das, was wir mit »böse« bezeichnen, hineingezogen werden, und das, was sie getan haben, oft überhaupt nicht tun wollten. Bei der Aufarbeitung des Genozids in Ruanda an den Tutsi wurde darüber oft in den Versöhnungsdörfern, die 20 Jahre danach gegründet wurden, gesprochen. Viele Hutus, die zu Tätern wurden und nun in Gruppen den Opfern gegenüber saßen, sagten: »Das, was wir getan haben, haben wir eigentlich gar nicht tun wollen.«

Daher ist es wichtig, den Menschen gerade aufgrund solcher Geschehnisse und im Hinblick auf den Genesis-Text als einen Betrogenen, einen Hereingelegten zu betrachten. Wenn wir solchen Gedanken folgen, dann gäbe es die Chance, nicht nur die Tragödie vom Hinauswurf aus dem Paradies zu verstehen, sondern auch viele andere Tragödien, die sich in der Menschheitsgeschichte ereignet haben. Der Genesis-Text möchte eine Vision menschlichen Zusammenlebens einerseits und des inneren Erlebens des Menschen andererseits geben. Es geht darum, Verstehen zu üben statt Verurteilung, Einfühlung statt Ausstoß, um dann die Furcht vor Verurteilung ablegen zu können, damit wir ehrlich mit uns selbst und anderen umgehen.

Das sogenannte Böse beginnt in dieser Geschichte ganz harmlos. Die Schlange richtet eine Frage an die Frau. Häufig heißt es in den Übersetzungen aber: »Gott hat wohl gar gesagt, ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen?« Dann ist es aber eher eine Behauptung, die zum Widerspruch anregt. Doch so wird es nicht gemeint sein. Denn das sogenannte Böse würde sich dann in die Beziehung zwischen Gott und die Menschen hineinschleichen, indem es sich einfach nach dem erkundigt, was Gott gesagt hat. Das wird man doch dürfen? Ein Nachdenken über das Gotteswort, was könnte unverdächtiger erscheinen? Wäre es denn vorstellbar, dass Gott eine ganze Welt erschaffen hat, wunderschön und stimmig, und hätte gleichzeitig den Willen gehabt, einen Menschen dort hineinzusetzen, nur um ihn mit einem Verbot zu quälen? Wäre der Mensch dann nicht ein Gefangener der göttlichen Einschränkung? Wenn dies eine Möglichkeit ist, nach Gott so zu fragen, steht dann nicht Gott selbst infrage? Wenn wir uns in die Lage eines Menschen einfühlen, dem sein Gott, sein Untergrund, auf den er vertraut, fragwürdig wird, dann können wir die Unsicherheit und Angst spüren. Es ist, als wenn einer, der sich in der Liebe geborgen fühlt, plötzlich in Zweifel gestürzt wird, ob er dem geliebten anderen vertrauen kann oder ob er der Betrogene ist. Dann entstehen Eifersucht und Hass. Wenn einem

Menschen Gott fragwürdig wird, geschieht im Grunde noch viel Schlimmeres. Er fällt aus jeder Sicherung heraus.

Diese Möglichkeit wird hier von der Schlange aufgezeigt. Ein einziges Gebot hat Gott erlassen, aber auf diesem Gebot, dessen Sinn wir eigentlich noch nicht verstehen, liegt plötzlich der Schatten eines Verdachts: Es könnte sein, dass Gott den Menschen um ein bestimmtes Glück bringen will, und zwar mit Absicht, um ihn in seinen Möglichkeiten einzuschränken. Wenn es diese Möglichkeit gibt, verändert sich die Beziehung zu Gott vollkommen und sieht völlig anders aus, als man bis dahin angenommen hat. Dann wäre Gott nämlich selbst zwiespältig und unheimlich, möglicherweise sogar bössartig und gefährlich.

Was kann ein Mensch bei solchen Voraussetzungen und Möglichkeiten tun? In unserem Text ist es die Frau, die das Entscheidende unternimmt. Sie ist es, die sich auf die Seite Gottes schlagen will, indem sie das Gebot Gottes noch einmal wörtlich formuliert: »So hat der Schöpfer gesprochen, von allen Bäumen im Garten dürft ihr (»selbstverständlich« muss man hinzufügen) essen, nur von dem Baum in der Mitte des Gartens, hat er gesagt, esst davon nicht.« Etwas später heißt es dann im Text, dass die Frau genau das tun wird, was sie eigentlich für nicht denkbar hielt und dessen sie sich innerlich verweigerte.

Sie zitiert das Gotteswort buchstäblich mit einer einzigen, aber dadurch alles verändernden Abwandlung: »Gott hat gesagt«, so legt sie dem Allmächtigen in den Mund, »rührt an diesen Baum überhaupt nicht, denn sonst werdet ihr sterben«. Was ist geschehen, dass sie das Wort Gottes so, wie es gesagt wurde, gar nicht wiederholen kann, sondern etwas hinzufügt, eine Radikalisierung: »Rührt nicht daran!« Was könnte dahinterstecken?

Eine Handbewegung würde genügen und Gott stünde bereit. Er wäre wie ein Rächer und könnte den Menschen vernichten. Das würde bedeuten, Gott ist an dieser Stelle der Erzählung nicht mehr

der Beschützer und Erhalter des menschlichen Lebens, sondern es wäre ihm zuzutrauen, dass er den Menschen für ein geringes Vergehen verurteilt und vernichtet. Die gesamte Beziehung zwischen Gott und Mensch wäre dann plötzlich durchtränkt von einer überdimensionalen Angst. Mehr noch: Der Mensch selbst müsste Angst haben, er könnte das Unausdenkbare wirklich tun und daher vor sich selbst auf der Hut sein, weil er jederzeit, getrieben von Begierde, nach dem Baum greifen könnte. Er müsste auch vor dem eigenen Inneren, seinem Selbst Angst haben. Und darüber hinaus: Auch die Welt, die um ihn herum ist, wäre nicht mehr so, wie er sie vorfand. Denn in seinem Inneren fühlte er sich getrieben, der Schlange zu folgen, weil es anscheinend keinen anderen Weg zum Glück mehr gibt, als von diesem Baum zu essen. Nur, indem das Verbotene getan wird, winkte dem Menschen noch die Fülle des Lebens. Denn mit dem Essen des Apfels gingen den Menschen die Augen auf und sie würden erkennen, dass sie nackt sind. Das waren sie zwar schon immer und es fühlte sich ursprünglich auch gut an. Einander begegnen zu dürfen in der Wahrheit des eigenen Wesens, voller Vertrauen, geliebt zu werden für das, was wir sind, wäre eine Auszeichnung und der Begriff von Nähe, Gemeinsamkeit, Zärtlichkeit, Verschmelzung. Jetzt aber bedeutete nackt zu sein plötzlich etwas ganz anderes. Es wäre identisch mit Sich-ausgesetzt-Fühlen unter den Augen des anderen. Es wäre durchtränkt von einem bedrohlichen Schamgefühl. Mit einem Mal würde sich der Mensch so fühlen, dass er sich, auf den anderen bezogen, als nicht mehr zumutbar empfindet.

Was hat sich in dieser Situation, in dieser Szene geändert? Was meinen wir, wenn wir von Gott reden? Im Grunde doch nur das Eine: dass es eine Hand gibt, die uns einhüllt wie ein Gewand und uns beschützt aufwachsen lässt. Dann, nach der Veränderung, nach dem Essen des Apfels, wissen die Menschen plötzlich so wie Gott selbst, was es heißt, nur Kreatur zu sein. Und nun wird auch verständlich, was Gott mit seinem Verbot eigentlich meinte: Es gibt

nur einen Weg, dass Menschen erfahren und wissen, was es bedeutet, Kreatur ohne den Hintergrund ihres Schöpfers zu sein. Das ist dann der Fall, wenn sie von Gott abfallen und der Angst mehr glauben als der Liebe, dem Egoismus und dem Narzissmus mehr als der Gemeinsamkeit und der Beziehung. Und genau das hätten die Menschen nie kennenlernen sollen und dürfen: wie unglücklich geschaffene Wesen sein müssen, wenn sie mit dem Schöpfer nicht mehr in Einklang sind. Das ganze Dasein auf der Seite Gottes ist voller Glück, freudvoll, erfüllt, bereichernd, zuversichtlich, voll Hoffnung und Vertrauen. Und dasselbe Dasein, ohne jede Änderung in den Strukturen, kann ohne die Einheit mit Gott unglücklich bis in die tiefsten menschlichen Empfindungen hinein sein. Das ist es, was Gott den Menschen sozusagen vorenthalten wollte. Das wusste nur Gott, und es sollte den Menschen erspart bleiben.

Die Schlange hatte eigentlich ganz Recht. Sie sagte: »Ihr werdet weise sein und Wissende. Aber ihr werdet nackt dastehen und euch selbst nicht ertragen in eurer eigenen Selbsterkenntnis.« Sie hat nicht einmal gelogen, sondern ihr Versprechen gehalten. Sie hat nur nicht gesagt, dass das, was sie den Menschen gibt, ihr Ruin sein wird.

In der Lebensgeschichte jedes Einzelnen gibt es die Erfahrung, dass er aus einem individuellen Paradies verjagt werden muss: die Nähe und die Versorgung durch die Mutter. Es ist der Augenblick, da die Einheit zwischen Mutter und Kind zerbricht, indem zum Beispiel ein Nahrungsverbot in Form von Abstillen wirksam wird. Für das Kind aber werden die frühen Erfahrungen von Verwöhnung schmerzlich in Erinnerung bleiben. Es wird sich bestraft fühlen für seine Maßlosigkeit und die ersten Anfänge eines tiefsitzenden Schuldgefühls in sich aufnehmen. Das Schuldgefühl, das sich am stärksten in uns breitmacht, bezieht sich nicht auf das, was wir moralisch falsch gemacht haben, sondern es richtet sich auf das, was wir selbst sind. Diese Schuldgefühle sind aber unvermeidbar. Sie werden innerlich wie eine ausweglose Situation empfunden, denn wir sind

dazu verpflichtet, Nahrung aufzunehmen, damit wir überleben. Das heißt also, wir müssen dadurch, dass wir existieren, anderen etwas wegnehmen bzw. etwas in Anspruch nehmen, was andere dann nicht erhalten können. Wir benötigen Kleidung und Geld, Zuwendung und Arbeit. Dadurch, dass wir leben, verdrängen wir einen anderen. Auf der Welt zu sein und schon dadurch schuldig zu werden, das ist von einem bestimmten Moment an nicht zu widerlegen.

Keine Mutter wird in der Lage sein, ihrem Kind restlos die Zusage zu geben, dass es nur gemocht, nur umfassen, nur erwünscht auf die Welt gekommen ist. Irgendwo beschleicht uns immer der Zweifel, ob es nicht ganz anders besser sein könnte. Diese Lücke des Zweifels ins Absolute getrieben, lehrt uns die Geschichte aus der Genesis zu verstehen. Es ist jedoch wichtig festzuhalten, dass der Zweifel auf der Seite des Menschen steht. Aufseiten Gottes hat sich nicht das Geringste verändert. Er bleibt wie er ist und was er ist. Sein Blick auf den Menschen ist immer der gleiche. Nur aufseiten des Menschen ist alles anders geworden. Er muss jetzt die Entscheidung treffen, ob er die Nähe seines Gottes wie einen Segen und einen Trost, wie Geborgenheit empfindet, oder wie einen Fluch, eine Bedrohung, wie etwas Unheimliches, dem es auszuweichen gilt. Das entscheidet sich nicht an Gott, aber an der Art, wie wir Menschen ihn erleben.

Es ist etwas Rätselhaftes, dass Gott uns fragen muss, wo wir sind, und wir fürchten nichts mehr, als darauf Antwort zu geben. In jeder wirklichen Lebenskrise, wenn wir uns selbst wie etwas Unmögliches vorkommen, das sich, wenn möglich, verkriechen möchte, oder uns beschämt fühlen, hören wir diese Frage Gottes: »Wo bist du?« Immer, wenn wir glauben, niemand dürfte uns so, wie wir sind, sehen, wir müssten uns selbst anders darstellen und unsere kritischen Eigenschaften und Charakterzüge verhüllen, hören wir doch im Untergrund die geheime Stimme, die fragt: »Wo bist du?« Es bedeutet immer: »Wer bist du denn eigentlich?« Und weiter: »Welcher Weg hat dich denn dorthin geführt, wo du bist?«

Viele haben das Gefühl: Wenn andere herausbekommen, wie ich wirklich bin, ohne Maske, ohne Fassade, dann ist alles verloren. Das darf auf keinen Fall passieren. Die Nähe eines anderen Menschen ist oft nur auszuhalten, indem man Masken trägt. Es ist schwer möglich, wahrhaftig zu sein, solange das Eingeständnis der Wahrheit das Leben vernichtet, an das man sich klammert. Und genau das ist ein Teil der Geschichte im Buch Genesis. Wenn denn schon Gott alle Schuld kennt, wenn es kein Ausweichen mehr gibt, dann zumindest eine Ausrede: Man ist schuldig geworden, indem man unschuldig geblieben ist, denn man konnte nichts dafür, man ist nicht zuständig für das, was man getan hat, man war nie man selbst, sondern von außen gelenkt, durch fremden Einfluss, für den man nichts konnte. Eigentlich war man nie der Täter, sondern selbst Opfer. Doch diese Gedankengänge, diese Entschuldigungen haben wir im Angesicht Gottes nicht nötig. Denn er verhält sich durchgängig gleich. Er, der Allmächtige, wird kommen und uns am Ende mit unseren Minderwertigkeits- und Schamgefühlen annehmen und zu verstehen suchen. Noch deutlicher und sinnfälliger zeigt sich dies in der Gestalt des Jesus von Nazaret: Er wollte, dass wir das Bild eines strafenden Gottes endgültig aufgeben. Er wollte, dass wir nicht länger glauben, Gott erwarte den perfekten, reinen, disziplinierten Menschen. Er machte immer wieder klar, dass wir an einen Gott glauben sollen, der den Verzweifelten nah ist, sich um die Zerbrochenen sorgt und den Verlorenen nachgeht. Und zwar nicht, um ihnen Angst zu machen, sondern um sie zurückzuleiten zu dem Punkt, wo der Mensch mit sich identisch ist, wo er sich annimmt, ein gutes Selbstwertgefühl hat.

Dann wäre es möglich, zusammen mit unseren Partnerinnen oder Partnern unsere Kinder wachsen zu lassen, ohne sie ehrgeizig anzutreiben, damit sie all das kompensieren, was wir selbst nicht geschafft haben. Wir könnten sie liebevoll umarmen und in ihr eigenes Leben entlassen, wir könnten uns wiederfinden, als Menschen die

Liebe empfangen und geben, als Freund und Freundin. Wir könnten lernen, wieder zu sehen, wie wertvoll wir eigentlich sind in den Augen des anderen. Sicherlich ist keiner vollkommen und keiner vollendet, aber in seinen Beschränkungen liebenswert. Aus dieser Erzählung in der Genesis können wir getrost ableiten: Gott ist das, was wir dringend brauchen als Gegenüber einer Hoffnung, die alle Angst der Kreatur beruhigt. Er ist das, was uns absolut fehlt, wenn wir als bloße Kreaturen in unserem Bewusstsein erwachen. Die Botschaft des Jesus von Nazaret wäre deshalb: Vertraut Gott! Wir müssen das immer wieder langsam und schrittweise einüben. An jedem Ort, an dem einer dem anderen ein liebevolles Wort sagt, ihm Vertrauen entgegenbringt, ihn akzeptiert und in seinem So-Sein belässt, würde dieses Vertrauen sichtbar. Was wir dann als Erlösung bezeichnen, wäre, dass wir verängstigten, geistverschreckten Lebewesen uns bei der Hand genommen sehen, vorbei an den Klippen des Lebens, zurück zum Baum in der Mitte des Gartens. Es gäbe Trost und keine Angst vor Nacktheit und Scham. Dann würden wir uns als Menschen fühlen und könnten dem anderen in unserer Nacktheit und Beschämung ohne Maske begegnen.

Du sollst deines Bruders Hüter sein

GENESIS 4,1-16

In der Geschichte von Kain und Abel zeigt sich eine menschliche Urerfahrung. Das Motiv, die Rivalität zwischen zwei Brüdern, taucht in vielen unterschiedlichen mythischen Erzählungen auf. Auch wenn die Erzählung von Kain und Abel die älteste ist – das Alte Testament steckt voller Mordgeschichten: In der Folge der Patriarchate werfen Jakobs Söhne ihren verhassten Bruder, der immer bevorzugt wurde, in die Grube. In der Zeit der Könige lässt David den Ehemann der von ihm begehrten Batseba töten. Sein Sohn Absalom wiederum wird getötet, weil er seinen Halbbruder Amnon ermordet hat. Kann das bedeuten, dass die Aggression dem Menschen angeboren ist? Wie wird das Töten vom sozialen Umfeld mitgestaltet?

Es gibt aus vielen Fachdisziplinen zahlreiche Erklärungsversuche für den Sadismus und die Grausamkeit, mit der Völker sich untereinander, aber auch Einzelne einander traktieren. Die Bibel ist sicherlich nicht dazu geschrieben worden, um die Strukturen geschichtlicher Ereignisse zu beschreiben. Dennoch wird in manchen biblischen Geschichten herauszuspüren versucht, was sich an der Oberfläche zeigt und sichtbar wird. Bevor Menschen zu Mördern werden, müssen sie selbst eine Geschichte durchlaufen haben, die sie verängstigt und schwer beeinträchtigt hat. Auch ein späterer Mörder kam als unschuldiger Säugling auf die Welt und wurde durch seine psychische Entwicklung zu dem gemacht, was er später wurde. Auch ein Mörder muss sich selbst wie vernichtet gefühlt haben.

Vielleicht kann uns die Beschäftigung mit diesem Bibeltext einige Erklärungen liefern. Hier wird vor Augen geführt, was eine Besonderheit des menschlichen Daseins ist: der Fluch, die Tragik, dass der Mensch das einzige Lebewesen ist, das selbst der Würger seines Nächsten werden kann. Die Frage lautet, was ist das Wesen, wenn ein Mensch gegen den anderen oder ein Volk gegen ein anderes aufsteht? Warum nehmen Krieg, Feindschaft, Mord und Vergewaltigung ein so breites Feld in der menschlichen Geschichte ein, dass wir in all dem, was wir bisher über den Menschen sagen können, keine Erklärung finden?

Wenn wir diese überlieferte Geschichte aus heutiger Perspektive betrachten, könnten wir uns Fragen stellen nach der Persönlichkeit Kains, nach seiner Familie, nach den menschlichen Beziehungen, in denen er stand, bis hin zu den Ansprüchen, die Gott an ihn stellte. Zudem: Was ging dem Mord voraus und wie das Leben danach weiter? Gibt es nicht auch Sympathien für den Mörder Kain, der an sich und der Welt leidet? Nach der biblischen Erzählung ist ihm nach dem Mord sein Leben gelungen: Er arbeitet, zeugt Nachkommen und lebt in einem Sozialgefüge. Kain, dieser schuldbeladene Mann, löst Fragen, Projektionen und Identifikationen aus.

Wir können das, was sich im Menschen abspielt, wenn Kain als Mörder seines Bruders aufsteht, nie anders begreifen, als dass sich ein Zerwürfnis wiederholt, das allem zugrunde liegt. Ist nicht das Zerbrechen der menschlichen Gemeinschaft nur die Widerspiegelung des Zerwürfnisses des Menschen mit seinem Gott? Was sich im Inneren eines Menschen abspielt, wenn er sich von Gott zurückgewiesen und gedemütigt fühlt, das tritt nach außen als eine zerstörerische Kraft, die unter den Menschen wirkt. Wenn wir uns den Genesis-Text noch einmal anschauen, begegnet uns ein Gott, der unheimlich und schrecklich erscheint. Es findet sich nichts Bergendes, nichts Versöhnliches, kein Gott mehr, der tröstet, sondern nur noch einer, der rächt. Es wirkt so, als ob Gott in gewisser Weise darauf hinweisen

würde, dass nach der Trennung des Menschen von seinem Schöpfer auch die Gemeinsamkeit der Menschen selbst extrem gefährdet ist und dass sich unter ihnen eine Angst breitmacht, vom anderen bedroht und verfolgt zu werden. Durch die Trennung und das Zerwürfnis zwischen Gott und Mensch ist der Glaube an etwas Jenseitiges, etwas Göttliches verlorengegangen. Es bleibt nur noch die naturwissenschaftlich-materialistische Weltansicht.

Das Bild in der biblischen Geschichte zeigt uns nach dem Hinauswurf aus dem Paradies einen Menschen von zunächst äußerster Friedfertigkeit. Kain wendet sich zu Gott mit den Früchten des Ackers und Abel bringt von den Erstlingen seiner Schafherde dar. Diese Szene zeigt sich zunächst als unverdächtig. Und dennoch taucht schon hier eine wesentliche Frage auf: Was geht in Menschen vor, wenn sie glauben, dass sie Gott Opfer bringen müssen? Können wir uns vorstellen, dass in einer Partnerschaft, in der beide sich lieben und miteinander glücklich sind, einer auf die Idee kommt, er müsste dem anderen etwas opfern, um womöglich noch ein bisschen mehr geliebt zu werden? Erst wenn wir diese Frage stellen, können wir das Schreckliche, das hier unter dem Deckmantel des Harmlosen auftritt, begreifen. Wir haben mit Kain und Abel zwei Menschen vor uns, die nur glauben können, von Gott geliebt und geschützt zu werden, wenn sie Opfer darbringen – und zwar das Beste, das sie haben. Das Gefühl, von Gott nur geliebt zu werden, wenn Opfer gebracht werden und etwas geleistet wird, kann nur dann entstehen, wenn sich vorher ein Gefühl von Abgelehnt- und Ausgestoßensein eingestellt hat. Dieses Grundgefühl wird die Situation von Kain und Abel am ehesten beschreiben. Es handelt sich um zwei Menschen, die sich nicht vorstellen können, nur wegen ihrer bloßen Existenz und ihrem So-Sein gemocht und geliebt zu werden. Es gibt viele Menschen, die das Gefühl haben, das Recht, auf dieser Welt zu leben, hinge davon ab, dass sie alles tun, was von ihnen verlangt wird. Manchmal so, als ob es eine Schuld zu begleichen gäbe, die sie vielleicht gar nicht selbst

auf sich geladen haben, die aber doch das gesamte eigene Dasein durch und durch prägt.

Ich denke dabei zum Beispiel an jene Kinder, die bei einem One-Night-Stand gezeugt wurden und beide Elternteile niemals vorhatten, zusammenzubleiben. Oder jene, die aus einer destruktiven, gewalttätigen Beziehung heraus entstanden sind und die ihre Mütter durch ihre Anwesenheit immer wieder an diese destruktiven Szenen erinnern. Oder auch die Kinder, die nur einen Zweck erfüllen, zum Beispiel, ein Selbstobjekt – etwas, das das Selbstwertgefühl stärkt und Identität stiftet – für die Mutter zu sein. Dieses Gefühl, abgelehnt zu werden, eigentlich nur einen Zweck zu erfüllen oder gar nicht erst geboren werden zu sollen, nötigt viele Menschen dazu, sich mit besonderem Fleiß, einer besonderen Anstrengung und einer besonderen Duldsamkeit der Außenwelt gegenüber hervorzutun. Es geht also um das fundamentale Gefühl, anerkannt zu werden in seinem So-Sein und angesehen zu werden. Dieses Gefühl ist so zentral und wesentlich, dass es jeden Menschen betrifft.

Daher kann man sagen: Kain und Abel, das sind wir alle. Kein Mensch glaubt wirklich von Grund auf, dass er so, wie er ist, genügt, ausreicht, liebenswert ist. Für viele wäre das zu einfach, zu bequem – geradezu zu naiv.

Viele Kinder hören von ihren Eltern in etwa: »Wenn du gut und im Frieden mit uns leben willst, dann musst du dich anstrengen, dass aus dir einmal etwas (Gutes) wird.« Spätestens im Kindergarten wird dies den Kindern schon beigebracht und so zieht sich dieses Denken durch die gesamte Kinder- und Jugendzeit bis ins Erwachsenenleben hinein: Du wirst geliebt für das, was du leistest und was du hervorbringst.

In dem Film »Ich will doch nur, dass ihr mich liebt« von Rainer Werner Fassbinder bildet sich die Geschichte von Kain und Abel in einem gewissen Sinn ab. Er erzählt von einem jungen Mann, der zum Mörder wird, weil er auf verzweifelte Weise die Liebe seiner

Freundin erringen möchte. Er tut alles, was er kann: bringt Blumensträuße, die überdimensioniert sind, schreibt Briefe und wirbt um sie in einem Übermaß. Sie hält das nicht aus und empfindet es als Belästigung. Sie fühlt sich von ihm bedroht, sodass sie ihm so gut wie möglich aus dem Weg geht. Er aber erlebt dies als Ablehnung und Zurückweisung, was ihn so in seinem Selbstwertgefühl kränkt, dass es zu der Mordtat kommt, die es ihm dann noch unmöglicher macht, von irgendjemandem geliebt zu werden.

Warum ist das so? Wenn wir noch einmal auf unseren biblischen Text blicken, so schaut Gott auf Abel und seine Gabe, aber auf Kain schaut er nicht. Wieso hat Gott nicht beide in gleicher Weise angeschaut? Liegt nicht darin auch eine Mitschuld an dem Mord?

Wenn wir so fragen, werden wir in die Irre gehen. Denn was die Bibel in dieser Geschichte erklärt, ist erschütternd: Gott bleibt, wie er ist. Auf der Seite Gottes hat sich nichts verändert. Aber auf der Seite der Menschen erscheint es ganz anders. Daraus entsteht das Problem. Kein Mensch kann in dem Gefühl, abgelehnt zu sein, an irgendeinen gerechten Gott glauben. Für ihn wird es viele Gründe geben zu sagen: Der andere neben mir ist der Attraktivere, der Bessere, der Wichtigere, unabhängig davon, worauf sich diese Annahme gründet. Irgendetwas hat der andere, was man selbst nicht hat, und manchmal ist es nur, dass er anders ist. Das Gefühl, selbst wertlos zu sein, ist oft so tief verwurzelt, dass es sich buchstäblich in jeden anderen hineinprojiziert. Es ist ein ständiger Kampf des einen gegen den anderen, der aus dem Gefühl entsteht, abgelehnt und nicht akzeptiert zu sein. Wir müssen davon ausgehen, dass dieses Gefühl Kain begleitete. Er hat alles gegeben, was er hatte. Er hat alles getan, was er konnte. Mehr ist ihm nicht möglich. Und nun mit ansehen zu müssen, dass sich am Ende alle seine Bemühungen, alle Anstrengungen nicht gelohnt haben, ist für ihn nicht auszuhalten. Er fühlt sich abgeschoben und in die zweite Reihe gestellt.

Stellen wir uns eine Familie vor. Die Mutter übertrug nach der Geburt des zweiten Kindes ihre Mutterliebe von dem erstgeborenen, schwierigen Sohn (Kain) auf den fröhlichen und zugewandten zweiten Sohn (Abel). Kain erleidet dann den Rückzug der Mutter als lebensbedrohend. Sie wird sich mit Kain auseinandersetzen und ihn dafür zurechtweisen, wenn er auf seinen Bruder Gefühle wie Zorn, Hass und Neid entwickelt. Doch wenn die Mutter ihn schon ablehnt, gibt es noch immer den Vater. Stellen wir uns ihn als einen verschlossenen, wortkargen Menschen vor, so wird auch dieser ihm nicht die Angst nehmen können, nun abgeschoben und ungeliebt zu sein. In seinem Roman »Jenseits von Eden« hat John Steinbeck die Geschichte von Kain und Abel romanhaft verarbeitet. Er beschreibt zwei Brüder namens Caleb und Aaron, die beide um die Liebe des Vaters ringen. Der Vater hat aber Aaron lieber als Caleb. Caleb versucht auf unterschiedliche Weise, sich die Anerkennung seines Vaters zu erwerben, zum Beispiel, indem er Bohnen zieht und diese gut verkaufen kann, um damit die Schulden seines Vaters zu begleichen. Der Vater nimmt aber das Geld nicht an. Aaron hingegen wird von seinem Vater immer gelobt und bevorzugt. Caleb ist so verzweifelt, dass er seinem Bruder Aaron erzählt, seine Mutter sei eine Hure geworden. Die Scham über die Mutter führt dazu, dass sich Aaron freiwillig zum Kriegsdienst meldet – in dem er möglicherweise umkommen wird.

Es ist die bekannteste Geschichte der Welt, schreibt Steinbeck, denn sie ist jedermanns Geschichte. Es ist die sinnbildliche Geschichte der menschlichen Seele. Die größte Angst, die ein Kind befallen kann, ist die, nicht geliebt zu werden. Jeder Mensch hat wohl in größerem oder kleinerem Ausmaß solche Gefühle verspürt, die in der Folge in Zorn und Hass münden und zu Taten führen, die uns schuldig werden lassen. Das ist ein Mechanismus, der in die Geschichte der Menschheit eingegraben ist. Darin liegt vieles begründet: Ein Kind, dem die Liebe verweigert wird, nach der es sich sehnt,

lebt seine Aggressivität manchmal dadurch aus, dass es Spielsachen zerstört oder Tiere quält. Andere stehlen, um sich mithilfe von Geld oder Dingen Liebe zu sichern. Immer wieder resultiert daraus Schuld und Rache und weitere Schuld. Der Mensch ist das einzige Lebewesen, das Schuldbewusstsein kennt, auch wenn es nur kurz aufscheint. Darum ist diese alte biblische Geschichte so bedeutsam, weil sie ein Spiegel der verborgenen, verworfenen, schuldbewussten Seele ist. Äußerst verzweifelt sieht Kain sich ungesehen und abgelehnt – mit einer einzigen Erklärung: Es gibt neben ihm Abel, seinen Bruder. Er ist der Bessere, der Bevorzugte. Könnte er ihn ausschalten, wäre alles gut. Er wäre dann endlich allein mit seinem Gott und kein anderer könnte sich mehr dazwischenschieben.

In vielen Familien stellt es sich genauso dar: Da kommt eine jüngere Schwester oder ein Bruder zur Welt. Schon das genügt, um ein labiles Gleichgewicht zwischen Mutter und Kind, Vater und Kind zu erzeugen. Dieses neue Kind ist »überzählig«, es ist zu viel auf der Welt, zumindest in den Augen dessen, der sich einfach durch die Anwesenheit des anderen aus seinem Paradies vertrieben fühlt. In anderen Familien erscheint dem Jüngeren der Ältere über alle Maßen bevorzugt. Er darf Dinge, die es selbst nicht darf. Mit ihm tauschen die Eltern Gedanken aus, die sie ihm selbst vorenthalten. Allein der Altersunterschied kann so viel an Neid heraufbeschwören, dass das Zusammenleben unter den Geschwistern umso schmerzlicher werden muss, je weniger sie der Liebe ihrer Eltern gewiss sind.

Dies, generalisiert betrachtet als Verhältnis unter all den menschlichen Schwestern und Brüdern, ist die Geschichte von Kain und Abel. Wäre der andere erkennbar schlechter, so könnte man gut mit ihm leben. Aber gerade die Eigenschaften, die gut an ihm sind, die man loben müsste, die eine Auszeichnung verdienen, werden zur Gefahr. Um Gefühle jedoch grundsätzlich zu ändern, müsste der eine dem anderen sagen: »Als mein Bruder bist du nicht mein Feind, nicht meine Konkurrenz, du nimmst mir nicht das weg, was ich

brauche, sondern ich erkenne dich an in deinen Vorteilen und Vorzügen.« Eine solche Aussage kann nur treffen, wer selbst das Gefühl hat, anerkannt und akzeptiert zu sein. Wie schwer das ist, zeigt uns die vorliegende Geschichte. Kain wird sein ganzes Leben lang umgetrieben, er wird seine Heimat finden in der Heimatlosigkeit, Grund finden in der Grundlosigkeit und zu Hause sein im Unbehausten.

So erleben wir, dass die Bibel an dieser Stelle eine bittere, fast bösartige Kulturgeschichte der Menschen nacherzählt. Es endet damit, dass der Mörder Kain auf einem verfluchten Boden als Flüchtling sesshaft wird und später sein Sohn Henoah zum Gründer der ersten Stadt heranwächst. Das gibt uns Hoffnung, dass Gott trotz der furchtbaren Tat ihn und seine Nachkommen nicht verlässt.

Die altjüdische Konflikt- und Mordgeschichte von Kain und Abel ist noch nicht zu ihrem Ende gekommen. Nach mehr als zwei Jahrtausenden erscheint sie immer noch als schmerzliche Zeitgeschichte der Menschheit. Das Lebensmuster aus Aggressivität und Lebenswillen, Mord und Erkennen, aus Verweigerung, Frust und Flucht zeigt sich hier exemplarisch. Die Aktualität des Konfliktes in dieser Geschichte kann unserem sozialen Blick auf die biblische Geschichte und unserer eigenen Gegenwart helfen. Das Schwierigste zwischen den Menschen ist bis heute das Zusammenleben in Frieden. Eine geschwisterliche Gesellschaft – wer wollte das nicht? Dann müsste auch der andersartige und sogar der konkurrierende Kain Bruder bleiben oder werden dürfen. Dies wäre der biblische Auftrag seit den Tagen nach dem Entstehen dieser Geschichte.

Möglich ist dies, wenn wir spüren, dass wir Vertrauen in Gott haben dürfen: geliebt zu werden, nur weil wir sind. Dies wäre das Fundament, um Hass, Feindschaft, Mord und Krieg untereinander zu überwinden.

Bedingungsloses Vertrauen auf Gott

GENESIS 22,1-19

Nur wenige Geschichten in der Bibel sind so gut erzählt, aber auch so bedrückend wie die Szene, als Abraham mit seinem Sohn Isaak am Berg Morija steht. Die Geschichte mit dem zentralen Thema der Opferbringung wird auch in der Malerei stark rezipiert. Erstaunlich ist, dass die Verteilung der Rollen im Wesentlichen klar zu sein scheint: Abraham ist das Subjekt der Handlung, Isaak das Objekt. Unschlüssigkeit gibt es lediglich hinsichtlich des Alters des Sohnes. Einmal wird von ihm als Kind, dann als Jüngling, später als erwachsenem Mann berichtet.

Die rabbinische Literatur, die vom ersten nachchristlichen Jahrhundert bis zum achten Jahrhundert datiert, eröffnet verschiedene Lesarten dieses Kapitels. Insbesondere darauf bezogen, wer eigentlich das Opfer ist, gibt es unterschiedliche Wahrnehmungen. Einmal ist Abraham das Opfer, dann Sara, die Ehefrau Abrahams und Mutter Isaaks, in anderen Schriften ist es Isaak im Sinne einer Selbstopferung. Im Judentum lautet der traditionelle Titel der Erzählung: »Die Bindung Isaaks«. Versucht man aber nun eine Gesamtschau auf das Geschehen, so beherrscht Abraham als Zentralfigur die Szene, wohingegen Isaak eher benutzt wird und dem Vater ausgeliefert ist. Die Bereitwilligkeit, mit der Isaak den Anordnungen seines Vaters folgt, scheint im Alter Isaaks begründet zu liegen. Das Lebensalter Isaaks wird daraus abgeleitet, dass Sara ihn in ihrem 90. Jahr empfangen hat und im Alter von 127 Jahren starb. Nachdem Sara unmittelbar nach der Nachricht, dass Isaak nicht geopfert wurde, stirbt, wäre er

also bei seiner Bindung am Berg Morija 37 Jahre alt gewesen. Dies würde dafür sprechen, was die rabbinische Tradition immer wieder betont, dass Isaak durchaus freiwillig gehandelt hat und als erwachsener Mann auch Möglichkeiten gehabt hätte, die Bindung zu verweigern. Die rabbinische Überlieferung betont zudem, dass beide, Abraham und Isaak, einmütig gehandelt haben. Vater und Sohn gehen gemeinsam entschlossen den Weg – Abraham, um zu binden, und Isaak, um gebunden zu werden.

1843 erschien unter dem Titel »Furcht und Zittern« eine Schrift von Sören Kierkegaard, die die Szene auf dem Berg Morija zu beschreiben versucht. Dabei geht es Kierkegaard wesentlich darum, durchzuspielen, welche Reaktionen im inneren Erleben von Menschen möglich sind, wenn sie sich ganz auf diese Geschichte einlassen. Der Auftrag Gottes, der völlig außerhalb jedes Denkhorizonts zu liegen scheint, lautet: »Geh und opfere deinen Sohn.«

Wäre es nicht denkbar, so konstruiert Kierkegaard, dass Abraham vermutet, Gott könne so etwas gar nicht von ihm fordern, also sei es eine Versuchung, der es zu widerstehen gilt. Wenn dies so wäre, dann wäre Abraham nicht so mächtig in die Geschichte des Alten Testaments eingegangen und nicht der Stammvater des Glaubens geworden. Für Kierkegaard erscheint es wesentlich, die Bibel so zu lesen, dass sich jeder Mensch, der sich mit diesen Texten befasst, existenziell betroffen fühlt. Er versucht sie in das innere Erleben der Menschen hineinzuziehen, weshalb die wichtigste Frage für ihn ist: Was bedeutet das, was da steht, wenn es dir persönlich gesagt würde und was spielt sich in deinen Gefühlen und Gedanken ab, wenn du die Worte so hörst, als ob sie direkt zu dir gesprochen würden? Kann es sein, dass sich an dieser kleinen biblischen Erzählung erklären lässt, was oder wie Gott ist? Und weiter: Was wäre das für ein Gott, der damit droht, ganz wesentliche menschliche Beziehungen, also die zwischen Vater und Sohn, in dieser Art zu zerstören? Beschreibt uns die Bibel hier tatsächlich einen Gott, der Gehorsam befiehlt bis hin zu

Sadismus und zur Grausamkeit? Sollte diese Opferung tatsächlich der Wunsch Gottes gewesen sein, dann wäre es das existenziell Bedrohlichste, was möglich wäre, um Gott zu gehorchen. Dann wäre dem Sadismus und der Gewalt im Namen Gottes Tür und Tor geöffnet.

Es ist deshalb eine zentrale Frage, die sich jeder religiöse Mensch zu stellen hat, was Gehorsam gegenüber Gott ist. Und wenn wir diese Frage nicht wirklich beantworten, dann verstehen wir etwas Wesentliches in der Bibel nicht. Am einfachsten wäre es, wenn wir uns unserer individuellen Verantwortung nicht stellen wollen, die Frage an die soziale Gruppe oder an das Kollektiv zu delegieren. In der Regel wäre es dann die Gruppe, die Gemeinde der Gläubigen bzw. die Kirche, die sagt, wie ein entsprechender Gottesbefehl auszulegen ist. Im christlichen Abendland hat aber gerade dieses Vorgehen eine lange und schlimme Tradition: zu gehorchen, wegzuschauen, den Kopf in den Sand zu stecken und sich zu weigern, eine eigenständige Position zu entwickeln. In der Kirchengeschichte gibt es unzählige Beispiele von blindem Gehorsam, die viel Unheil angerichtet haben. Insbesondere nach den Erfahrungen des Nationalsozialismus muss uns ein solcher blinder Gehorsam unheimlich geworden sein.

Wir wünschen uns heute in den Schulen für unsere Kinder eine Pädagogik, die Mut macht, an sich selbst zu glauben und die Sensibilität für eigene Entscheidungsfähigkeit einübt. Wir wünschen uns, dass jeder Mensch zu den Dingen Zugang findet, an denen er wachsen und reifen kann. Menschliches Lebensglück ist davon abhängig, ob dies in den entscheidenden ersten zehn Lebensjahren gelingt. Aber, so könnte man einwenden, besteht dann nicht die Gefahr, dass eine solche Perspektive den Egoismus fördert? Selbstfindung und Selbstverwirklichung kann durchaus auch heißen, auf die Umwelt und Mitwelt nur bedingt zu reagieren. Jeder Mensch muss jedoch auch lernen, sich in seinem erwachsenen Leben in unterschiedlicher Weise auf Situationen einzulassen und sie auszuhalten bzw. Opfer zu bringen.

Wenn wir einen Blick auf die Kulturen und Religionen der Welt werfen, wird in vielen sehr genau beschrieben, wie Opfer gebracht werden müssen, um Glück zu gewinnen. Bei den Azteken waren Menschenopfer nötig, um die Sonne zum Leuchten zu bringen. In der griechischen Antike beschreibt der Dramatiker Aischylos, dass Agamemnon seine Tochter Iphigenie zu opfern habe, damit die Windstille beseitigt werde, um die Schiffe vor Troja in Fahrt zu bringen. Im Buch der Richter im Alten Testament wird erzählt, dass Jiftach auszieht, um Israel gegen den Angriff der Feinde zu verteidigen, und er verspricht, dass er bei einem Sieg aus Dankbarkeit für das Glück im Kampf seine eigene Tochter opfern wird. So altertümlich und legendenhaft das klingt, ist es nicht dennoch ein Teil unserer Wirklichkeit?

Wenn wir uns in unserer unmittelbaren Nähe oder in unserer Gesellschaft umblicken, gibt es viele Menschen, die glauben, etwas opfern zu müssen, um Größeres zu erreichen. Eltern erklären auch heute noch ihren Kindern, dass sie Verzicht üben müssen, bevor sie »richtig leben« können: Erst muss ein Haus gebaut werden, erst muss die wirtschaftliche Lage gesichert sein. Bevor etwas angeschafft wird, muss gespart werden. Das Leben vertröstet sich auf morgen, und ein Tag nach dem anderen wird für eine Zukunft geopfert, die möglicherweise nie eintritt.

Wie viele von uns hatten schon den Gedanken: Diese Situation muss ich jetzt aushalten. Ich muss mich ein- und unterordnen, mich unter Umständen auch quälen und missbrauchen lassen, damit ich in eine bessere Zukunft komme. Das Gefühl, Opfer bringen zu müssen, um sich im Leben und in der Gesellschaft einen angestrebten Platz zu erwerben, scheint für viele Menschen normal zu sein. Ohne Schmerz gibt es kein Glück. Das heißt aber auch, dass eine Form des verinnerlichten Sadismus zu den Selbstverständlichkeiten unseres Lebens gehört. Wenn wir das auf die Religion übertragen, sehen wir, dass es noch immer viele gibt, die glauben, näher bei Gott zu sein, in-

dem sie ihre Triebregungen, ihre Neigungen, ihre Vorstellungen und Fantasien, die sie als unmoralisch empfinden, opfern.

Versuchen wir nun die Geschichte Abrahams und Isaaks auf eine andere Weise zu verstehen und an die Stelle des Gehorsams und des Opfers einen anderen Blick zu setzen. Abraham wird von Gott in eine Lage gebracht, in der er nicht einmal seiner Frau Sara erklären kann, welchen Befehl er erhalten hat. Ethisch betrachtet ist das, was er tun soll, ein Verbrechen. So versucht der Patriarch die argwöhnische Frau und Mutter zu hintergehen. Er sagt zu Sara: »Bereite uns Speise und Trank, wir wollen essen und fröhlich sein!« Als sie dann mitten im Essen waren, sagte er: »Du weißt, dass ich im Alter von drei Jahren meinen Schöpfer erkannt habe; der Knabe ist nun groß und ist nicht eingeweiht. Es gibt aber einen Ort, nicht sehr weit von uns, wo selbst die Knaben eingeweiht werden. Ich will ihn nehmen und dort einweihen.« Sie antwortet: »Gehe in Frieden.« Er brach schon morgens früh auf, da er Angst hatte, dass seine Gemahlin Verdacht schöpfen könnte, dass irgendetwas nicht stimmt. Die Angst, die Sara um ihren Sohn hat, zeigt sich dann später in der fürsorglichen Liebe des Sohnes zu seiner Mutter. Diese kommt in der letzten Bitte Isaaks bei seiner Bindung zum Ausdruck: Er fürchtet, die Nachricht von seiner Opferung könnte die Mutter zu einer tödlichen Kurzschlusshandlung veranlassen. Tatsächlich ist es dann auch so, dass Sara im Folgekapitel stirbt, möglicherweise als Reaktion auf Isaaks Bindung, wenngleich die Opferung nicht vollzogen wird.

Insofern wäre der Tod Saras durchaus auch als ein Gradmesser der latenten Grausamkeit des göttlichen Befehls und väterlichen Gehorsams zu verstehen. An dieser Stelle ist es nun aber wichtig zu fragen, wie von Gott gesprochen wird. Wenn wir uns fragen, was Gott will, so könnten wir darauf verweisen, dass es wichtig wäre, die Zehn Gebote einzuhalten. Es ist nötig, zumindest die Bergpredigt zur Kenntnis zu nehmen, um danach zu leben. Dies wären zumindest zwei wichtige Aspekte, die aus der Bibel direkt herauszulesen sind.

Für viele Menschen spricht Gott aber auch dadurch, wie Theologen und die Kirche ihn auslegen, also durch eine Gruppe. Für den Einzelnen ist nichts weiter vorgesehen, als sich daran zu halten. Entscheidend müsste aber doch eigentlich sein, in Gott eine Person wiederzufinden, die unserer menschlichen Person etwas zu sagen hat. Das heißt, Gott müsste sich im Dialog, im direkten Gespräch, im Gebet einem Menschen zuwenden und mit ihm ihn Kontakt treten. Daraus könnten sich dann Wahrheiten entwickeln, die nur im Einzelfall gelten und die in der Außenwelt nicht mehr zu rechtfertigen wären. Es gibt viele Menschen, die nur darauf warten, dass sie aus ihrer Einsamkeit heraus einmal darüber sprechen können, wie sie sich fühlen und wie sie die Welt, in der sie leben, empfinden. Dabei geht es nicht darum, eine Erklärung zu finden, warum etwas Tragisches oder Schlimmes passiert ist, sondern häufig nur darum, dass da jemand ist, der sagt: »Ich möchte bei dir sein, ich möchte dich verstehen.«

Viele befinden sich in ausweglosen Situationen und müssen Entscheidungen treffen, die schwierig sind, die aber das Leben ihnen abfordert. So erzählte mir ein Mann, wie sehr er darunter leidet, seine Frau und seine Kinder verlassen zu haben. Er spürte, dass seine Wesensart sich nicht mit den Vorstellungen vertrug, die seine Frau von ihm hatte. Gleichzeitig hing sie aber sehr an ihm und konnte ohne ihn nur in Panik und Angst leben. Auch seine Kinder schienen nur schwer zu verstehen, dass er sie verließ. Und dennoch, so meinte der Mann, war es das Beste, was er tun konnte. Wäre das nicht ein Beispiel, um zu begreifen, was es bedeutet, alles abgeben zu müssen, damit es im Leben gut weitergehen kann? Wenn das so wäre, dann sind wir ganz nahe bei der Geschichte von Abraham. Ich meine, man muss sie so verstehen, dass ein Mensch sich ganz in das Gefühl hineinbegibt, was Gott sein könnte. Das ist der ganz unmittelbare Dialog zwischen Gott und einem Individuum. Da steht ein einzelner Mensch vor seinem Gott, und nur in dieser Beziehung entwickelt sich etwas, was passend und richtig ist. Daraus ließe sich folgern,

dass das Ende all der Vorstellungen gekommen ist, in der wir den göttlichen Willen in das Ethisch-Allgemeine aufheben und Religion für eine Funktion der Moral erklären. Der Einzelne vor seinem Gott würde heißen, dass die Personalität Gottes und unsere eigene Person ins Zentrum des Geschehens rücken. Das ist doch aber auch das Großartige an Abraham, dass er das Äußerste wagte und sich in seinem Glauben verankert wusste. Glauben, das ist die Verheißung Gottes an Abraham aus dem zwölften Kapitel der Genesis, ein zahlreiches Volk zu werden. Abraham hörte nicht auf, an Gott zu glauben für dieses Leben, das er zur Verfügung hatte. Das ist die Größe dieses Mannes. Zeichnet das nicht einen gläubigen Menschen aus, dass er hofft, dass Gott ihm alles zurückgibt, was er im Begriff war wegzugeben? Ist es nicht ein ungeheurer Gedanke, sich Gott so anzuvertrauen und sich tragen zu lassen, bis zum Wiedererhalt von allem, was verloren schien?

Abraham steht mitten im Leben, als ihm am Berg Morija zugebetet wird, seinen eigenen Sohn zu opfern. Das scheint mir wie ein Bild für das, was wir lernen müssen: Der Glaube Abrahams beginnt gerade damit, dass in seiner Person etwas Besonderes ist mit einer großen Zukunft, die ihm gilt. Seine Größe wird die eines Stammvaters sein. Was der Gott der Bibel will, ist ein Vertrauen auf das Individuelle in unserer Person. Darum geht es an dieser Stelle und viel weniger um Isaak als um Abraham selbst. Er muss lernen zu sein, selbst wenn sein Sohn nicht wäre. Nur er selbst mit seinem Leben ist gemeint. Es gibt viele Eltern, die ihre Kinder hinaus in eine Zukunft gehen lassen müssen, die sie nicht kennen. Für sie ist es, als ob ihr Sohn oder ihre Tochter ihnen stürben. Sie müssen lernen, dass die Freiheit eines anderen Menschen wichtiger ist, als das Liebste bei sich behalten zu wollen. Kinder finden zu ihrem eigenen Leben nur, wenn die Eltern lernen, selbst zu sein. Dieses Moment einer radikalen Herauslösung aus dem Verband der Generationenkette geschieht hier, indem Abraham Gott zurückgibt, was er von ihm bekam. Dann

ereignet sich das Wunder des wiedergewonnenen Lebens. Es kann sein, dass Kinder im eigenen Haus bleiben, gerade weil man sie freigelassen hat. Es ist möglich, dass sie gerne wieder zu Besuch kommen, einfach weil sie spüren, dass ihre Eltern ihre Angst um sie durch Vertrauen besiegt haben. Für Eltern ist es wichtig zu spüren, dass ihre Kinder nie ihr Besitztum sind. Sie wurden lediglich geliehen, wie ein Geschenk, das zurückgegeben werden soll in die Hände dessen, der es gab. Aber das ist nicht das Ende, das ist nicht der Tod, sondern das ist das wirkliche Leben.

Wenn wir die Erzählung von Abraham so lesen, dass sie der Selbstfindung und dem durchaus irdischen Glück dienlich statt widersprechend wird, dann öffnet sie sich auch zu der Interpretation des Jesus von Nazaret über das Heilige Buch seines Volkes. An vielen Stellen des Alten Testaments hören wir, dass Opfer darzubringen sind als Rituale der Versöhnung. Und immer bleibt dann das Gottesbild zwiespältig zwischen Grausamkeit und Mitleid, zwischen Sadismus und Erbarmen, zwischen Strenge und Gnade. Wir haben Mühe, damit zurechtzukommen. Ein solches Gottesbild würde von uns Dinge verlangen, die möglicherweise unmenschlich sind, da wir uns in Pflichten verstricken auf Kosten der unmittelbaren Mitmenschlichkeit.

Genau das wollte Jesus verändern. Er wies immer wieder darauf hin, dass die Zwiespältigkeiten nicht in Gott liegen, sondern in uns selbst, in unserer eigenen seelischen Struktur. Sie spielen sich in uns ab. Niemals dürfen wir sie in Gott hineinprojizieren.

Zum Schluss noch ein Gedanke von Eli Wiesel, dem bedeutenden jüdischen Philosophen des 20. Jahrhunderts, der die Geschichte Abrahams und Isaaks als ein Modell der Leidensbewältigung für das jüdische Volk verstand. Er formulierte in etwas so, dass die Erzählung in ihrer Zeitlosigkeit von höchster Aktualität sei. Er meint: Wir kannten Juden, die – wie Abraham – ihre Söhne haben umkommen sehen im Namen dessen, der keinen Namen hat. Wir kannten Kin-

der, die – wie Isaak – dem Wahnsinn nahe, den Vater auf dem Altar haben sterben sehen in einem Feuermeer, das bis zum höchsten Himmel reichte. Als Identifikationsfigur für Verfolgte überdauert die Bindung Isaaks Jahrhunderte und sie umfasst die gesamte jüdische Geschichte. Als wandelten Abraham, Sara und Isaak noch auf der Erde.

Recht und Gerechtigkeit - Tamar rettet mit ihrem Handeln den Stamm Juda

GENESIS 38,1-30

Im Stammbaum Jesu, der sich im ersten Kapitel des Matthäusevangeliums findet, sind vier Frauen namentlich in der Liste der Generationen erwähnt. Es handelt sich um Tamar, Rahab, Rut und Batseba. Ihr Leben wird in der Bibel nur mit spärlichen Sätzen gestreift, dennoch lohnt es sich, diesen Frauengestalten nachzugehen, denn hier offenbart sich der eigentümliche Weg Gottes mit den Menschen besser als in vielen anderen Schriften.

Es geht dabei nicht um historische Informationen, sondern um Schilderungen menschlicher Schicksale. Diese Geschichten sind zusammengetragen aus den Mythen, Legenden und Märchen von Völkern zu allen Zeiten und daher eignen sie sich zur Erklärung und zur Deutung des Lebens zu jedem Zeitpunkt innerhalb der Geschichte.

Die Namensliste im Matthäusevangelium beinhaltet primär eine Aussage über die Bedeutung Jesu. Es geht nicht um Blutsverwandtschaft, sondern um eine geistige und spirituelle Verbundenheit mit den Ahnen. Darauf hat später auch Jesus in Matthäus 12,50 selbst hingewiesen: »Wer den Willen meines himmlischen Vaters erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter.« Mutige und unkonventionelle Frauen sind Jesus als Ahninnen vorausgegangen. Frauen voller Initiative, auch unter schwierigen Bedingungen, die die Außenwelt ihnen bereitete. Dabei fällt auf, dass sie nicht auf

einen Gott gewartet haben, der aktiv etwas für sie tut und zu dem sie sich passiv verhalten können, sondern sie haben in einem großen Vertrauen zu Gott selbst in der für sie richtigen Zeit das Heft in die Hand genommen.

Sehen wir uns dazu Tamar an: Sie wird in der Bibel als eine Frau von erschütternder Größe dargestellt. Zuerst fällt ihre große Tatkraft auf. Sie redet nicht viel, sondern sie handelt. Sie versucht, ihr Leben und das Weiterleben dadurch zu sichern, dass sie die Grenzen von Recht und Konvention überschreitet und neu interpretiert. Dabei handelt sie bewusst und strategisch. Sie riskiert mit ihrer Aktivität die völlige Ausgrenzung aus ihrem sozialen Umfeld und setzt sich sogar der Gefahr ihres eigenen Untergangs aus. In hervorragender Weise gelingt es ihr, ihre Weiblichkeit und Fruchtbarkeit dafür zu nutzen, um damit das Leben zu sichern – ihr eigenes Leben, das ihrer Kinder, ihrer Sippe und ihres Stammes, gerade auch in den patriarchalen Verhältnissen, in denen sie lebte.

Wie soll man das Wesen dieser Frau, die im Leben der Juda-Söhne so vieles verkörperte, beschreiben? Sie steht sowohl für die Liebe wie für den Tod, für den Aufstieg wie für den Fall. Das wahre Geheimnis, das in ihrem Inneren wirkte, war ihre Unruhe nach Gott, nach dem neuen Gott der Hebräer, und ihr unabänderlicher Wille, sich in seine Geschichte mit den Menschen »hineinzudrängen«. Insofern war Tamar eine Sucherin nach einem Gott, der ihr die Möglichkeit gibt, sich zu entfalten, und der ihr Handeln und ihr Leben unterstützt und sie trägt.

An vielen Orten der Welt trifft man Menschen, die den wahren Gott suchen, die von einer inneren Unruhe getrieben sind, endlich das zu finden, was sie spirituell beruhigt. Auch Tamar kannte diese Unruhe und Suche. Sie war in einem Dorf aufgewachsen, wo sie durchaus religiöse Riten und Traditionen kennenlernte. Aber ihre innere Suche reichte weiter als das, was sie dort über Gott gehört hatte. Sie kam mit den Fruchtbarkeitsgöttern nicht aus, denn ihre Seele er-

riet, dass noch etwas anderes in der Welt war und angestrengt spürte sie ihm nach.

Als eine stolze, eine mit dem Durchschnittlichen nicht zufriedene Frau scheint sich Tamar in der Geschichte Israels zu präsentieren. Sie will einen der Söhne Judas zum Gemahl haben, und Juda selbst willigte in ihren Plan ein. Die Bibel sagt nur: »Juda freite seinem Erstgeborenen Er ein Weib mit Namen Tamar« (Gen 38,6). Aber kaum war die Ehe geschlossen, stirbt er – eine Gottesstrafe, wie es heißt.

Eine Frau mit einem gewöhnlichen Charakter hätte sich nach so einer Strafe – zumindest wurde der Tod eines jungen Menschen damals oft so gedeutet – zusammengeduckt und sich gedemütigt wieder als junge Witwe in das Haus der eigenen Eltern zurückbegeben.

Aber eine Frau wie Tamar konnte und wollte sich damit nicht abfinden. Sie ertrug es nicht, mit ihrem kühn ersonnenen Plan, dem auserwählten Volk als Frau und Mutter anzugehören, und dann doch so bald schon als eine Gescheiterte dazustehen. Und so ergibt sich Juda ein zweites Mal ihrem Willen, indem er seinen zweitältesten Sohn Onan der Schwiegertochter zum Mann (Leviratsehe) gibt. Das war ein geschriebenes Recht, eine eigene Institution in der jüdischen Religion: Wenn ein Mann stirbt und keine männlichen Nachkommen hinterlässt, muss sein Bruder mit der Witwe einen Sohn zeugen, damit der Name des Mannes nicht ausstirbt. Dieser Sohn zählt als Sohn des Verstorbenen. Gleichzeitig wird durch ihn auch die Existenz der Witwe im Alter abgesichert. Oberstes göttliches Gebot ist also, dass das Leben weitergeht. Und indem dem Schwager ein Sohn gezeugt wird, ist auch der Schwägerin ein menschenwürdiges Alter möglich.

Statt ihre Witwenschaft zu betrauern, verlangt Tamar also Onan, den Schwager, zum Mann. Aber das war nicht der Wille Onans. Schon damals, so scheint es, liebte Juda heimlich die Schönheit seiner Schwiegertochter und vielleicht gab er ihr seine Söhne nur in die Ehe, um sie, Tamar, näher bei sich zu haben, sodass die Schwä-

che seines Entschlusses der Stärke seiner verborgenen Neigung entsprach. Es könnte sich also in Wahrheit um eine Geschichte leidenschaftlichen Ringens und Drängens gehandelt haben.

Onan jedoch verzagte an dieser Aufgabe, anstelle seines Bruders den doppelten Ersatzmann zu spielen, also an Tamars Seite fruchtbar zu sein und seiner Schwägerin und Gemahlin Kinder zu zeugen, die wiederum nicht seine eigenen, sondern rechtlich die seines erstgeborenen Bruders gewesen wären. Daher, so sagt es die Bibel, »ließ er es, wenn er zum Weibe seines Bruders ging, auf die Erde fallen und so verderben, um seinem Bruder nicht Nachkommen zu verschaffen« (Gen 38,9). Dennoch wäre es falsch, Onan als einen bloßen Versager zu bezeichnen, einen, der impotent und unfruchtbar gewesen wäre. Es lag zu viel Trotz und geheimer Protest in seinem Verhalten, als dass man es nur als Schwäche deuten könnte. Zum einen wollte er nicht in der Art einer Delegation die Leidenschaft des Vaters leben, zum anderen dürfte er auch den starken Rivalitätsgefühlen seines Vaters nicht gewachsen gewesen sein. Der Vater hätte es möglicherweise nicht ertragen, sich seinen Sohn in Lust mit Tamar vorzustellen. Er selbst wollte einmal irgendwann diese Lust ausleben, als starker Stammesführer, der dieser Frau Kinder zeugt, die dann eine geschichtliche Bedeutung gewinnen.

Onan weigerte sich also, sich auf den ödipalen Konflikt mit dem Vater einzulassen. Und Gott »bestrafte« das, indem er auch ihn schon bald vom Tod hinwegraffen ließ. Zum anderen zeigt sich Juda aber in dieser Geschichte auch als Egoist, insbesondere dann, wenn er um seinen dritten Sohn fürchtet, den er Tamar vorenthält, mit der Ausrede, er sei noch zu jung. Er erfüllte das geltende Recht nicht, vermutlich getrieben von der Angst, Tamar könnte am Tod beider anderen Söhne schuld gewesen sein. Aber auch Onan handelt egoistisch, wenn er seinem Bruder keine Erben gönnt und damit verantwortlich dafür ist, dass dessen Familie ausstirbt. Insofern ist Onan im Bereich des Egoismus mit seinem Vater identifiziert.

Nach diesem zweiten Tod zeigt nun Tamar in noch bewundernswerterer Weise ihre Größe. Es war ihr zwar nicht gelungen, Juda dazu zu bringen, ihr auch noch den dritten Sohn zu geben, aber dennoch zog sie sich nicht zurück und gab nicht kampfflos auf. Sie wollte ihr Leben nicht ungelebt lassen. Sie weigerte sich, lebendig ins Grab zu sinken wie andere junge Witwen.

Sie wollte dem Gott Israels angehören und darum kämpfen. Darin unterscheidet sie sich von anderen Frauen in der Bibel, die sich, wenn sie ein Schicksal erlitten hatten oder auch schwer narzisstisch gekränkt wurden, zu Mord und Totschlag hinreißen ließen – zum Beispiel Salome, die im Tanz einen König zu Schwur und Prophetenmord hinreißt. Tamar hat nichts gemein mit diesen Frauen. Nicht dem Tod, sondern dem Leben hat sich Tamar verschrieben. Und wenn es in ihr eine Besessenheit gibt, so gilt sie der unerhörten Entschlossenheit, sich dem doppelten Fluch niemals zu ergeben und trotz allem teilzuhaben an der Geschichte des Heils ihres Wahlvolkes. Wie sie, die zweifach Gestrafte, nicht aufhört, an die Kraft ihres Lebens zu glauben und sich einsetzt für ihre unmöglich scheinende Hoffnung, indem sie sich hinwegsetzt über jedes Recht, um sich Recht zu verschaffen, gegen den Gang der Geschichte, das macht aus dieser Frau eine unheimliche Größe, die ihresgleichen sucht. Sie lässt sich nicht von ihrer Trauer, ihrer Verzweiflung und ihrer Schande niederdrücken, sondern entwickelt einen Trotz und ein Verlangen, aus diesem Leid herauszutreten. Für ihr eigenes Überleben und für den Namen ihres Mannes greift sie also zu einer List als letzte Chance, um zu Nachkommenschaft aus der Linie ihres Mannes zu kommen. Nur Menschen, die man bis zum Äußersten treibt, werden wie Tamar das Äußerste wagen. Aber nur große Menschen schaffen es, in dieses Äußerste zu gelangen, als ob es einerseits Fluch, andererseits eine Gnade wäre.

So gingen viele Tage dahin, bemerkt die Bibel lakonisch, und Judas Gemahlin starb. Das kommt Tamar zu Ohren, und diese Liebe

entbehrende Witwe, diese Frau voll Kraft und Stärke fühlt sich rasch in die einsame Witwerschaft ihres Schwiegervaters ein, so, als sei er schon längst ihr intimster Vertrauter. Sie spürt, dass jetzt die Stunde gekommen ist, um dem scheinbaren Ende der Stammeslinie Judas doch noch einen unerhörten Neuanfang zu geben. Aber der Weg bis dahin ist äußerst schwierig.

Mit Schela, dem Jüngsten, ist nicht zu rechnen, doch Juda, der Frauensüchtige, der Lebenslustige und Triebhafte, wie könnte er leben ohne neues Begehren? Es war für Tamar nicht möglich, ihn auf legalem Weg in die Ehe zu locken. Also ersinnt sie eine List: Es findet ein Schafschurfest statt und Juda begibt sich dorthin. Ein solches Fest, das bedeutet Hitze und Schweiß, Alkohol und Männerwitze, und nach Ende der Arbeit den Wunsch nach verdienter Belohnung. Jeder Mann wusste, dass bei solchen Festen die Triebsschranken erniedrigt sind und dass jede Gelegenheit genutzt wird, um zur Befriedigung zu kommen. Das ist die Chance für Tamar. Sie verkleidet sich als Dirne und nimmt, als Juda zu ihr kommt, von ihm als Pfand seinen Siegelring, eine Schnur und den Stab, bevor sie ihn zu sich einlässt. Im Dunkel der Nacht lebt Juda seine Begierde aus und sein Begehren ist so stark, dass er die Schwiegertochter nicht erkennt. Er befindet sich im Taumel seiner Sinne. Aber es ist nicht nur sein Trieb, der ihn zu dieser Frau drängt, die ihn mit unglaublicher Macht anzieht, sondern es ist seine Seelenverwandschaft, die er mit ihr teilt, seitdem sie in seine Familie eingetreten ist. Im Dunkel der Nacht ist es Juda möglich, seine Liebe und Leidenschaft dieser Frau gegenüber zuzulassen. Am Morgen, im Lichte des Tages, schämte sich Juda, und was eben noch ist wie ein heiliges Tun, wie ein Gottesdienst im Taumel der Sinne, das wirkt jetzt beim Dämmern des Morgens wie eine Tat, die man besser verhüllt.

Als Juda einige Monate später hört, dass seine Schwiegertochter schwanger geworden sei, will er sie bestrafen. Es ist eigentümlich, was in Menschen, in Männern vermutlich besonders, vorgeht, sobald

sie mit dem Recht in Berührung kommen. Sie selbst können es gerade noch gewesen sein, die sich heimlich vergingen, doch besteht in der Öffentlichkeit scheinbar die Pflicht, das eigene Tun, wenn es peinlich wird, nach Möglichkeit zu verleugnen und die Gefühle im Inneren zu verschweigen. Immer noch scheint es, als bestünde das, was wir Moral und Recht nennen, in nichts anderem als in der Angst vor öffentlicher Strafe und in der Wahrung des guten Scheins. Derselbe Juda, der sich nicht scheute, mit einer der Dirnen Kanaans die Nacht zu verbringen, gibt sich jetzt rigoros mit seiner Schwiegertochter: »Führt Tamar hinaus, sie soll verbrannt werden.«

Man könnte meinen dieser Text sei wie geschaffen, uns den Wahnsinn der Hexenprozesse zu erklären: Man fürchtet die Frau, die man begehrt, aufgrund einer Moral, die das Begehren verbietet, und so wird bald aus der verbotenen Liebe eine unheimliche Kraft. Die heimlich Geliebte hört auf, ein Mensch zu sein – der eigenen Seele erscheint sie als ein seelenloser Gegenstand der Lust, als die Projektionsgestalt aller abgewehrten Wünsche. Juda zum Beispiel kann eine ganze Nacht bei seiner Schwiegertochter verbringen und er erkennt in der Dumpfheit seiner Sinne nicht einmal ihre Stimme, nicht ihre Augen und Hände, für ihn ist sie eine Nacht lang keine Person, nur ein Geschlechtsding. Doch jetzt, wo sie dasteht als Frau, als werdende Mutter, erscheint sie ihm so schuldig, dass sie den Tod verdient hat. Das Feuer der Leidenschaft materialisiert sich in der Strafe des Mannes über der Frau im Feuer des Todes. Tamar als Vampir, Tamar als Hexe – was Tamar nie war, als das gilt sie jetzt.

Schon scheint Tamar am Ende, doch dann offenbart sie ihrem Schwiegervater Juda über die Pfänder, mit wem er die Nacht verbracht hat. So ungeheuerlich war das Verbrechen, das Tamar begangen hatte, dass man sie freiließ; und abermals formten sich Unrecht und Recht nach dem Maß ihres Willens. War sie denn wirklich eine Schuldige? Schuldig war Juda, doch nicht, wie man sah, wegen seines verwegenen Abweges – da war er lediglich das Opfer eines Handels

geworden, dessen Bedingungen er zu spät verstand; wohl aber, weil er aus Angst sich nicht traute, seinen längst erwachsenen Jüngsten, Schela, Tamar zum Mann zu geben, aber auch, weil er sich sein Begehren, seine Leidenschaft und seine Zuneigung zu seiner Schwiegertochter nicht eingestehen konnte. Seine Begierde konnte er leben, aber er hatte Angst, sich auf eine Beziehung mit dieser Frau einzulassen, die so viel Stärke und Durchsetzungskraft hatte.

So kann also ein Mensch schuldig werden gegenüber dem Gesetz und doch recht haben vonseiten des Lebens. So kann ein Mensch sich erniedrigen bis zur Grenze des Schamlosen und er bewahrt doch gerade so seinen Stolz. Wenn Tamar nach Recht und Gesetz gehandelt hätte, wäre das ihr sicherer Tod gewesen, ohne Freude hätte sie ihr Leben beendet. Ohne Tamars mutige Tat wäre aber auch die Geschichte Gottes mit dem Menschen selbst zu Ende gewesen, noch ehe sie richtig hätte beginnen können. Die Heilsgeschichte, so müssen wir denken, vollzieht sich in den Menschen spätestens mit dem Mut der Verzweiflung, das Äußerste zu wagen und lieber den Tod zu riskieren, als sich mit einem Leben zufrieden zu geben, das kein Leben mehr ist.

Mutige Tamar! Wie viele Frauen gibt es, die ihre Schwestern sein könnten – in ihrem Elend wie in ihrem Stolz! Tamar zeigt, dass es immer Hoffnung gibt und dass es sich lohnt, mutig zu sein. Es scheint Forderungen des Daseins zu geben, die verbindlicher sind als alle Mahnungen der Moral, und wirklich selbst zu leben ist offenbar die erste und vordringliche Aufgabe des Lebens. Denn aus lauter Angst nicht wirklich im Hier und Jetzt zu sein, scheint die einzige Schuld, die das Leben niemals vergibt.

Tamar bringt Zwillinge zur Welt – wie geschaffen, um exemplarisch darzustellen, in welcher Zweiheit sich Tamar innerlich befindet. Perez und Serach werden die Söhne heißen und sie werden um ihre Erstlingschaft kämpfen. Von Perez aus wird die Linie der Generationen weitergehen. Denn, so sagt die Bibel in Matthäus 1,3:

»Perez zeugte Hezron, Hezron den Aram ...« Am Ende muss man Gott danken, dass es Tamar gab. Was aber Tamar war, das wurde sie durch ihren Mut, ihre Entschiedenheit und ihren Stolz. Selbst wenn man sie verbrannt hätte und es nie einen Messias gegeben hätte – das Leben gäbe ihr Recht. Das Leben stünde auf ihrer Seite. Alles, was jemals Recht heißen will, muss sich messen lassen an dem Anspruch, den sie selbst ans Leben stellte. Selbst die Hoffnung eines von Gott auserwählten Volkes gestaltet sich nur durch das Glück von Einzelnen, die es gegen alle Einsprüche wagen, so intensiv zu leben, als es irgend geht. Die Fantasie, die Initiative und die Risikobereitschaft Tamars – sie hätte es auch mit dem Leben bezahlen können – werden in der Erzählung eindeutig gewürdigt. Denn im Gegensatz zu den Männern der Geschichte war Tamar nicht von Angst und Egoismus gelähmt, sondern hat ihren guten Ruf riskiert und dafür gesorgt, dass das Leben in Zukunft weitergeht. Auch das zeigt uns die Geschichte: Das Handeln der Frauen und die Stimme Gottes rufen die Männer in die Übernahme ihrer Verantwortung, so wie es mit Juda geschehen ist. Gott hilft denjenigen, die bereit sind, sich selbst zu helfen. Darin scheint Gott durch, der sich entschieden auf die Seite der Entrechteten stellt, die Ohnmächtigen tröstet und Mächtige auf den Boden der Realität zurückholt. Erst zuletzt, erst als Juda auch zu seinen inneren, oft peinlichen Gedanken und Gefühlen stehen kann, er sie vor Gott bringt und dann mutig und vertrauensvoll mit ihnen umzugehen lernt, hat er die Reife eines wirklichen Stammesführers erreicht.

Worte des Gerichts - Verdammnis oder Verheißung?

JESAJA 1,27-31 UND 2,1-5

Der alttestamentliche Prophet Jesaja verkündet immer wieder das Gericht über das Volk Israel. Im nach ihm benannten Buch der Bibel wird deutlich: Gott ist nicht einfach ein »lieber Gott«, sondern einer, der Gericht hält über die Völker. Und die Menschen haben es selbst in der Hand. Wenn sie umkehren und nach Gottes Weisungen leben, dann wird Gott ihnen Heil schaffen. Doch »wer den Herrn verlässt, wird vernichtet« (Jes 1,28).

Uns erscheinen diese Gerichtsworte heute allzu hart. Ist Gott so streng, dass er wirklich Gericht hält über die Menschen? Und was genau bedeutet das Gericht Gottes? Im vorliegenden Text bezieht sich die Ankündigung des Gerichts auf die Eichen und die heiligen Haine, die dem Volk offensichtlich gefallen. Damit meint der Prophet Naturkulte, die mit Sexualriten verbunden waren. Sie wurden unter Bäumen vollzogen. Man erhoffte sich von diesen Riten eine Steigerung des eigenen Lebens: »Der grüne Baum galt als Symbol für Vitalität und Fruchtbarkeit« (Rudolf Kilian, Jesaja 1–12, in: Die neue Echterbibel, Würzburg 1986, 28). Doch der Prophet ist überzeugt, dass diese Riten nicht das bewirken, was sie versprechen. Vielmehr werden die, die auf solche Praktiken setzen, zugrunde gehen »wie ein Garten ohne Wasser, der dürr dem Feuer anheimfällt« (ebd. 28). Der Glaube, der damals dahinterstand, ist uns auch heute nicht unbekannt. Die Natur spielt in unseren Zeiten wieder eine große Rolle und sie gehört sicher zu einer gesunden Spiritualität dazu. Sie ist die

Lehrmeisterin, die uns in die Kunst des Lebens einführt. Doch heute bleiben manche Menschen dabei stehen. Die Natur ist für sie zwar etwas Göttliches, aber sie stoßen nicht vor zu dem Gott, dem Schöpfer aller Natur, der zwar in seiner Schöpfung ist, aber auch über ihr steht und der sich auch oft jenseits aller Natur offenbart.

Ein anderer Aspekt dieses Textes bei Jesaja: Wenn die Menschen sich auf Gottes Weisung einlassen, dann besteht Hoffnung, dann gelten ihnen die Verheißungen, die der Prophet in Jesaja 2,1–5 beschreibt. Uns scheinen diese Verheißungen allzu schön, um wahr zu sein. Der Prophet möchte sein Volk mit solchen Verheißungen trösten. Aber seine Worte sind auch mehr als ein Trost. Sie haben eine Kraft in sich. Sie können etwas in der Welt bewirken. Wir hören diese Texte vor allem in der Adventszeit im Gottesdienst. Da schauen wir auf die Zukunft, auf das, was wir zu erwarten haben. Unsere politische Situation gleicht in manchem sicher der Situation, in der das Volk Israel sich befand, als Jesaja zu ihnen sprach. Viele waren damals in die Gefangenschaft verschleppt worden, es gab in Israel selbst nur noch so etwas wie den »heiligen Rest« des Volkes. Wenn wir diesen Text heute auf dem Hintergrund der kirchlichen Situation hören, die uns zeigt, dass die Christen immer weniger werden in Europa, dann wollen uns diese Worte nicht einlullen. Jesaja versteht sich nicht einfach als ein Prophet, der nur Gutes verheißt, um zu trösten. Aber er zeigt den Menschen, dass es immer auch Wege der Verwandlung gibt. Es liegt an Gott selbst. Er wird eingreifen, er wird etwas bewirken in dieser Welt, was der Sehnsucht aller Menschen entspricht.

Die Verheißung beginnt mit der Formel: »Am Ende der Tage wird es geschehen« (Jes 2,2). Damit ist nicht das Ende der Welt gemeint, sondern dass die Tage des Unheils zu Ende gehen, dass Gott etwas Neues schafft. Es ist also die Verheißung, dass es nicht einfach so weitergeht, dass die Mächtigen diese Welt nicht zugrunde richten. Vielmehr wird Gott selbst einen neuen Anfang schaffen. Der Pro-

phet lenkt unseren Blick auf den Berg Zion. Er versteht ihn als den höchsten Berg, weil Gott selbst darauf wohnt. Und wo Gott wohnt, da haben die Ungeheuer der Tiefe keine Macht. Dieser Berg ist unbezwingbar. Das ist nicht nur ein Bild für Israel und den Zionsberg, mit dem Israel seine Sehnsucht nach Schutz und Heil verbindet. Es ist auch ein Bild für uns: In uns gibt es den Zion, den Gottesberg. Dort, wo Gott in uns wohnt, sind wir unbezwingbar. Dort können die Ungeheuer der Tiefe, dort können die Mächte der Unterwelt ihre Macht nicht entfalten.

Ein anderes Motiv, das uns in diesem Text begegnet, ist das der Völkerwallfahrt: Alle Völker, nicht nur Israel, wird sich auf den Weg machen, um zum Berg des Herrn zu ziehen. Daher ist es ein Text, der uns gerade heute ansprechen kann, weil alle Religionen miteinander einen Dialog führen. Im Dialog wird deutlich, dass wir alle den gleichen Gott meinen, auch wenn wir verschiedene Vorstellungen von ihm haben und von der Art und Weise, ihn zu verehren. Irgendwann – so sagt uns dieser Text – werden die verschiedenen Deutungen nicht mehr gegeneinander kämpfen, sondern sich miteinander auf den Weg machen, um dem *einen* Gott zu dienen. Diese Worte wollen uns ermutigen, auf dem Weg des Dialogs weiterzugehen. Viele haben es versucht, sich dann aber enttäuscht abgewandt. Wir brauchen immer wieder solche Ermutigungstexte, die uns darin stärken, uns gemeinsam auf den Weg zu machen zu dem einen Gott, der seine Gnade allen Menschen schenken möchte.

Noch ein anderer Gedanke schwingt hier mit: Gott möge uns seine Wege zeigen, damit wir auf seinen Pfaden gehen. Dieses Bild stammt aus der Weisheitstradition. Die Weisheit Israels will uns den Weg zeigen, der zu einem gelingenden Leben führt. Gott selbst soll uns und allen Menschen hier diesen Weg zeigen. Keiner soll mehr im Dunkeln tappen. Alle sollen den Weg finden, wie ein gutes Leben möglich ist und ein gutes Miteinander entstehen kann. Doch bei aller Offenheit für den Weg anderer Religionen betont der Text, dass

von Zion her die Weisung des Herrn kommt. So bekennen wir als Christen auch, dass Jesus die Fülle der Weisheit in sich birgt. Wie Matthäus in seinem Evangelium betont, wird in Jesus die Weisheit des Ostens und Westens und die Weisheit des Südens und des Nordens sichtbar. Matthäus zeigt uns das, indem er zu Beginn des Evangeliums den Zug der Weisen aus dem Orient nach Bethlehem schildert. Die Weisen des Ostens bekennen, dass in diesem Kind Jesus die wahre Weisheit verkörpert ist, nach der die Weisen des Ostens suchen (vgl. Mt 2,1–12). Matthäus lässt Jesus sagen: »Die Königin des Südens wird beim Gericht gegen diese Generation auftreten und sie verurteilen; denn sie kam vom Ende der Erde, um die Weisheit Salomos zu hören. Hier aber ist einer, der mehr ist als Salomo« (Mt 12,42). Jesus nimmt für sich in Anspruch, dass in ihm die Weisheit verkörpert wird, die das Alte Testament dem König Salomo zugeschrieben hat. Er ist der wahre Weisheitslehrer. Als Christen glauben wir, dass wir die Weisheit Jesu erst in ihrer Fülle erkennen können, wenn wir sie auch durch die Brille des Ostens und des Südens, des Westens und des Nordens betrachten.

Es geht jedoch nicht darum, dass wir darüber streiten, wer die eigentliche Weisheit Gottes vertritt und wer die bessere Theologie und Psychologie hat. Gott selbst »spricht Recht im Streit der Völker, er weist viele Nationen zurecht« (Jes 2,4). Gott selbst ist es, »der durch sein Ordnen die Ansprüche und Verhältnisse zwischen den Völkern sachgerecht regelt und jeden zu seinem Recht kommen lässt, ihm durch seinen Schiedsspruch dazu verhilft« (Kilian 29). Wenn Gott seine Weisung allen Völkern gibt und die Völker sich nach Gottes Weisung richten, dann entsteht Frieden, dann braucht es keine Waffen mehr, dann wird jede Aufrüstung sinnlos.

Der Text beschreibt dieses Überflüssigwerden von Waffen in dem bekannten und wunderbaren Bild: »Dann schmieden sie Pflugscharen aus ihren Schwertern und Winzermesser aus ihren Lanzen. Man zieht nicht mehr das Schwert, Volk gegen Volk, und übt nicht

mehr für den Krieg« (Jes 2,4). Wir denken: Schöne Worte, aber sie wollen uns einen Frieden einreden, der in der Realität nicht möglich ist. Wir erleben doch ein ständiges Wettrüsten, alle Abrüstungsverträge werden immer wieder infrage gestellt und gebrochen. Und doch haben solche Worte eine Kraft in sich.

Christian Führer, der evangelische Pfarrer, der in der Nikolai-Kirche in Leipzig die Friedensandachten hielt, die dann letztlich mit zum Sturz des kommunistischen Regimes in der DDR geführt haben, erzählte mir folgende Geschichte: Die Friedensbewegung in der früheren DDR hatte Textilaufkleber mit den drei Worten aus dem Propheten Jesaja gedruckt: »Schwerter zu Pflugscharen«. Im autoritären System der DDR musste jeder Druck vom Staat genehmigt werden. Doch es gab keine Vorschriften für Textildrucke. Die jungen Menschen, die sich in der Friedensbewegung engagiert haben, nutzten nun diese juristische Lücke und nähten die Buttons auf ihre Jeans oder an ihre Pullover. Diese drei Worte haben der DDR-Führung soviel Angst eingejagt, dass sie die Polizei im ganzen Land dazu verpflichtete, den Menschen diese Textildrucke von ihren Jeans und Pullovern zu reißen. Die Machthaber haben offensichtlich gespürt, dass in diesen drei Worten eine Sprengkraft steckt, die ihr ganzes Waffenarsenal entmachten könnte. Die Polizisten kamen sich lächerlich vor, diese harmlosen Aufnäher mit Gewalt zu entfernen. Sie fragten sich, warum solche Worte einem hochgerüsteten Regime Angst einjagten.

In diesem Sinn sollten wir den prophetischen Text lesen oder hören. Hier werden Möglichkeiten ausgesprochen, die in uns stecken. Die Worte wirken. Sie bewirken noch nicht sofort den Frieden. Aber sie erzeugen in uns die Hoffnung, dass sie keine reine Utopie sind. Allein die Tatsache, dass solche Worte formuliert worden sind, schafft schon eine Wirklichkeit in dieser Welt. Albert Einstein meinte: Ein Gedanke, der einmal ausgesprochen worden ist, kann nicht mehr zurückgenommen werden. So können wir auch von diesen

prophetischen Worten denken. Was einmal geschrieben worden ist, schafft eine Wirklichkeit, die man nicht mehr übersehen kann. Noch immer wird der Jesaja-Text von vielen Menschen gelesen und in der Liturgie des Advents immer wieder gehört. Diese Worte schaffen in den Menschen, die mit offenen Ohren und Herzen zuhören, eine neue Wirklichkeit: die Wirklichkeit der Hoffnung. Sie sprechen unsere Sehnsucht nach Frieden an. Wir wissen, dass wir diese Sehnsucht nicht sofort selbst erfüllen können. Aber die Worte lassen uns die Wirklichkeit dieser Welt mit anderen Augen anschauen: mit den Augen der Sehnsucht. Indem wir diese Worte hören, vertrauen wir darauf, dass nicht nur in uns, sondern auch in vielen Menschen in dieser Welt diese Sehnsucht nach Frieden lebendig ist. Indem wir mit den biblischen Texten diese Sehnsucht im Menschen ansprechen, wird eine Bewegung ausgelöst, die man nicht mehr rückgängig machen kann. Da kann man noch so sehr mit rein rationalen Argumenten dagegenhalten, das sei alles Utopie und Illusion. Die Worte, die einmal ausgesprochen worden sind, sind wie ein Stachel, der unser rein rationales Denken infrage stellt.

Wir müssen immer beide Texte zusammen sehen: die Worte, die uns das Gericht Gottes androhen, und jene, die uns eine friedliche und hoffnungsvolle Zukunft verheißen. Die hoffnungsvollen Texte hören wir gerne. Bei den Gerichtsworten verschließen wir lieber die Ohren und meinen, das seien typisch alttestamentliche Texte. Doch es gilt, die Spannung zwischen den beiden auszuhalten. Gericht meint nicht, dass Gott ein willkürlicher Gott ist, der Lust hat am Strafen. Vielmehr meint Gericht, dass Gott alle Menschen auf sich hin ausrichten will. Wer sich nicht auf Gott hin ausrichten lässt, der verfällt dem Gericht, dessen Leben wird verdorren, wie es in Jesaja 1,30f ausgedrückt ist. Gott setzt uns diese beiden Worte vor, damit wir uns entscheiden: für oder gegen das Leben. Die Verheißung wird zwar von Gott verwirklicht. Aber er setzt auch Bedingungen, damit er den Menschen diese gute Zukunft bereitet.

Die Menschen, denen der Prophet Jesaja diese Worte zugesprochen hat, kannten beide Pole. Sie mussten schmerzlich erfahren, dass der Glaube an Gott sie nicht davor bewahrt hatte, dass fremde Völker, vor allem die Assyrer, das Land überfielen und viele Israeliten in Gefangenschaft entführten. Sie mussten die Zerstörung ihrer Städte mit ansehen. Die Realität schien ihren Glauben ad absurdum zu führen. Die Worte, die Jesaja ihnen verkündet, deuten die Erfahrungen der Israeliten – das Zerbrechen des Königtums, die Plünderung der Städte und das Auslöschen ganzer Regionen – als Strafgericht Gottes. Und sie deuten die hoffnungslose Lage durch ihre prophetischen Verheißungen, indem sie ihnen Mut machen, nicht nur auf die reale Situation zu schauen, nicht in Resignation und Verbitterung ihren Glauben aufzugeben. Ihr Glaube sollte vielmehr wieder geweckt werden durch die Verheißungen, die Gott dem Volk macht. Gerade dann, wenn alle menschlichen Möglichkeiten am Ende sind, vermag Gott einen neuen Anfang zu setzen.

Dieser neue Anfang gilt für die Politik, aber auch für unser persönliches Leben. Die Gerichtsworte des Propheten können wir als Beschreibung einer hoffnungslosen inneren Haltung verstehen. Wir erleben uns oft so: Alle Versuche, ein gutes Leben zu führen, scheitern an unseren psychischen Problemen, an der Unmöglichkeit, unser Leben selbst in die Hand zu nehmen. Wir sind in einer depressiven Stimmung und haben den Eindruck: Alles wird immer schlechter in unserem Leben. Wir bekommen es nicht mehr in Griff. Es hat sich zuviel Leid angehäuft. Die harten Gerichtsworte wollen uns einladen, schonungslos unsere innere Situation anzuschauen. Aber nur, wenn wir uns der eigenen Hoffnungslosigkeit gestellt haben, wenn wir am Nullpunkt eines gescheiterten Lebens angekommen sind, dann können uns die Verheißungsworte wieder aufrichten. Dann bringen sie uns in Berührung mit unserer Sehnsucht, dass auch in uns neues Leben aufblühen, dass auch in uns Frieden entstehen kann – in uns selbst und mit den anderen Menschen und der Schöpfung.